

Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Band: 17 (1997)
Heft: 34

Artikel: Der Sturz ins Ungewisse : Anthony Giddens und die Neuorientierung der Sozialdemokratie
Autor: Demirovic, Alex
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-652475>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sturz ins Ungewisse

Anthony Giddens und die Neuorientierung der Sozialdemokratie

In ihrem Bericht über die Grenzen des Wettbewerbs formuliert die Gruppe von Lissabon (1997) die Erwartung, daß ein neuer Politikertyp entstehen würde, der in der Lage wäre, im Globalisierungsprozeß der Verelendung des Südens entgegenzutreten, ökologische Ziele zu verfolgen, den Markt ebenso zu benutzen wie ihn zu zivilisieren und sich auf die Beteiligung von zivilgesellschaftlichen Organisationen zu stützen. Dieser Typus des Politikers wird beschrieben als neoliberaler Sozialdemokrat. Al Gore oder Tony Blair, so scheint es, verkörpern ihn, Gerhard Schröder versucht sie zu imitieren. Daß diese Überlegung nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, läßt sich durch ausführliche Überlegungen von Anthony Giddens erläutern, der von sich behauptet, daß er Tony Blair und New Labour nicht nur unterstützt, sondern auch einigen Einfluß auf dessen Programm habe (Giddens 1997b).

Anthony Giddens ist einer der bekannten englischen Soziologen und Nachfolger von Lord Ralph Dahrendorf als Direktor der London School of Economics, einer der renommiertesten Eliteschulen für Großbritannien wie für andere Länder. Wichtig für die Konzipierung einer neuen sozialdemokratischen Strategie ist er auch deswegen, weil er und andere mit ihm verbundene englische Intellektuelle zentrale Autoren der von Ulrich Beck herausgegebenen Taschenbuchreihe beim Suhrkamp Verlag, Edition Zweite Moderne, sind – nicht zuletzt mit seinem Band „Beyond Left and Right. The Future of Radical Politics“. Mit diesem neuen Diskussionszusammenhang entsteht eine für die Soziologie in Deutschland ungewöhnliche Konstellation, insofern die mehr oder weniger starke Orientierung der sozialwissenschaftlichen Diskussion an den USA durch eine englisch-deutsche Kooperation ergänzt wird. Dies weist darauf hin, daß eine ältere Konstellation in der Sozialwissenschaft, nämlich eine auf evolutionistischen Annahmen beruhende Begründung des Wohlfahrtsstaats, die zu den philosophischen Gemeinsamkeiten zwischen Jürgen Habermas und John Rawls führte, abgelöst werden soll. Letztere stehen nun offensichtlich für „die Orthodoxie der Ersten Moderne“, die es nach Ulrich Beck zu brechen gelte – als Freiheit solle wiedergewonnen werden, was an Sicherheit verlorenging. Was genau meint diese neu gewonnene Freiheit?

Bestimmend für die Analyse von Giddens wie von Beck ist eine Kritik an der Modernisierungstheorie, in deren Rahmen sie dennoch wohl ihre eigenen Analysen sehen. Die klassischen Vorstellungen von einer linearen Modernisierung der Gesellschaft durch Technik, Wissenschaft, Aufklärung haben sich als falsch erwiesen. Die Tradition, der Irrationalismus, der Aberglaube wie der Glaube wurden nicht beseitigt, die Menschen nicht durch zunehmendes Wissen von jeder Furcht befreit. Im Gegenteil ziele der Modernisierungsprozeß nun auf die Moderne selbst, diese werde in allen

ihren grundlegenden Merkmalen ihrerseits modernisiert: Wissenschaft, Technik, Rationalität gelten nicht mehr unbefragt, moderne Lebensläufe werden durcheinandergewirbelt, soziale Milieus aufgelöst. Soweit die Moderne, die schon längst alle festen Maßstäbe und Orientierungen, jede Sicherheit und Stabilität aufstörte und zerstörte, ihrerseits Fixpunkte, eingeschliffene Lebensformen und Wertmaßstäbe fraglos werden ließ, werden diese nun erneut der Erosion ausgesetzt.

Es handelt sich also nicht einfach nur um eine Fortsetzung der altbekannten Logik der Modernisierung; vielmehr ist eine Diskontinuität im Diskontinuierlichen der Moderne selbst zu beobachten (Giddens 1995). Denn nun haben die „Kinder der Freiheit“ in den hochentwickelten OECD-Staaten mit selbst hergestellter Unsicherheit und Ungewißheit zu tun, es geschieht ihnen nicht mehr von außen. Ihr Wissen, ihre Technologien produzieren immer schon das, was den Menschen entgegentritt. Alles ist Ergebnis menschlicher Praxis, weltimmanent. Ihre Lebensumstände, ihre Biografie wie sie selbst in ihrer unmittelbaren körperlichen Existenz sind Entwurf. Mit diesem Wissen, mit dieser Praxis entstehen nach Giddens aber immer noch mehr Bereiche des Nicht-Wissens, der Kontingenz und Unsicherheit. Diese immer weiter in den Bereich der Ungewißheit und des Risikos hinausgeschobene Moderne wird als „Befreiung“ verstanden – Befreiung von „einstigen Eindeutigkeiten“, von Metaphysik und Wahrheitsgarantie (Giddens 1997a, 16, 44). Keine Transzendenz erlaubt es mehr, eine die Geschichte und ihr Schicksal determinierende Instanz festzulegen. Deswegen auch sind nun alle politischen Ideologien historisch obsolet geworden: Kommunismus, Sozialismus, Konservatismus, Liberalismus; Links und Rechts seien an ihr Ende angelangt, bekräftigt durch den Einschnitt von 1989. Die ganze auf die Französische Revolution zurückgehende Kartografie des Politischen gelte nicht mehr. Mit der reflexiven Wendung hin zu sich selbst überwindet die Moderne ihre traumatisierende Bindung an die Tradition – denn allein in der Entgegensetzung zu ihr hat sie sich immer als Moderne verstehen können. Nun hat sie nur noch mit sich selbst und ihren Konsequenzen zu tun. Die Moderne ist – so läßt sich Giddens verstehen – endgültig modern geworden.

Auf den ersten Blick erscheint alles fröhlich und emanzipatorisch. Das Risiko – eine Herausforderung; das nachmetaphysische Leben – ein Abenteuer; die Ungewißheit – eine freudig begrüßte Mutprobe der Moderne; Globalisierung – eine Bestätigung des urbanen und kosmopolitischen Lebensgefühls. Doch Giddens sieht die Probleme einer hergestellten Unsicherheit: Kommodifizierung von Gütern und Lohnarbeit, Großkriege, Zerrüttung der globalen Wirtschaftsordnung, Technoepidemien, ökologische Katastrophen. „Wir leben in einer durch und durch beschädigten Welt, und zur Abhilfe sind radikale Mittel nötig.“ (1997a, 30) Allerdings nicht zu radikal. Denn entscheidendes Merkmal dieses kritischen Radikalismus der Mitte, auf den Giddens zielt, ist der Appell zur Bereitschaft, sich im „*posttraditionalen Gesellschaftsraum*“ mit „Unvollkommenheiten“ abzufinden: „Eine grenzenlose Erkundung der Zukunft auf Kosten des Schutzes der Gegenwart oder

der Vergangenheit ist ausgeschlossen.“ (Ebd., 30f.) Diese Maxime verdankt sich dem Rückgriff auf das Theorem der Bewahrung.

Verstärkt durch die Globalisierung würden Tradition und Natur vernichtet. Gesteigerte Reflexivität der „gescheiterten Leute“ würde dazu führen, an der richtigen Stelle zu bewahren und zu ändern, um Vergangenheit und Zukunft zu vereinbaren. Aber werden die Unternehmen im globalen Wettbewerb, werden die Ökonomen, Ingenieure und Wissenschaftler auf einen solchen Appell hören? Werden auch sie sich mit der Unvollkommenheit begnügen, weniger Gewinn machen, keine neue Technologie entwickeln, von Bauvorhaben lassen? Und können sie das? Wohl kaum.

Die Frage liegt also nahe, wie neu und aussichtsreich, wie radikal und kritisch Giddens' Überlegungen sind und für wen sie gelten. Knapp seien einige Einwände skizziert, die genauerer Ausführung bedürften.

Die Immanenz des gesellschaftlichen Lebens, also seine Modernität, ist kein Vorgang des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Bereits das 13. Jahrhundert kannte das Pathos eines modernen, eines ungewissen Lebensgefühls. Marx brachte diese historischen Tendenzen, die zur Weltimmanenz, zur geschichtlichen Weltzeit führen, auf den Punkt. Der Mensch, so betont er gegen Hegel, sei ein in dieser Welt „hockendes Wesen“. Schon 1845/46 können er und Engels festhalten, daß Natur gesellschaftliche Natur, nichts in unserer Umwelt noch unberührte erste Natur ist, diese vielmehr vollständig von Menschen gedanklich und praktisch bearbeitet und verändert wird. Deswegen auch, so seine Forderung, müssten die Menschen den Nachgeborenen die Erde in besserem als dem ererbten Zustand hinterlassen – Bewahrung alleine sei zu wenig. Risiken der modernen Vergesellschaftung, auf die der Sozialstaat reagiert, kommen nicht von außen: die Arbeitslosigkeit, der Unfall in der Fabrik, die Krankheit, die Invalidität, die Erwerbsunfähigkeit, die Bildungsungleichheit sind genuin Ergebnis einer auf Lohnarbeit beruhenden gesellschaftlichen Arbeitsorganisation.

In modernen, kapitalistischen Gesellschaften leben alle Individuen ungewiß, wenn auch nicht alle mit gleichen Ungewißheiten. Sie müssen ständig beobachten, wie sich andere Marktteilnehmer verhalten; und dabei werden sie beobachtet. Dabei kommt es zu ständigen Oszillationen von Inwertsetzung oder Entwertung von Natur und Arbeitskraft durch ein von niemandem kontrolliertes Marktgeschehen. Relative Stabilitäten stellen allemal nur befristete Regelmäßigkeiten und Kompromißgleichgewichte in den sozialen Kämpfen dar. Der Fordismus, das berühmte goldene Zeitalter, war ein solches unwahrscheinliches Kompromißgleichgewicht, dessen Zustandekommen außerordentlich viele Opfer kostete. Er ist nicht – wie Giddens, ein gängiges Klischee marxistischen Argumenten gegenüber verwendend, meint – technologisch bestimmt, sondern als eine Form der Regulierung des sozialen Antagonismus. Das Ausmaß dieser Ungewißheit verändert sich also historisch.

Tatsächlich tritt die kapitalistische Gesellschaftsformation gegenwärtig in eine neue Periode ein, von einem säkularen Einschnitt im Sinne einer

zweiten Moderne zu sprechen, stellt aber eine Überverallgemeinerung dar. Die Moderne ist immer noch nicht modern. Dies zeigt ja gerade das immer wieder beschworene Phänomen des Fundamentalismus. Wird dieser, wie Giddens und Beck vorschlagen, als Gegenbewegung in der Moderne verstanden, als traditionelle, unkritische Verteidigung der Tradition und Suche nach Gewißheiten, dann handelt es sich bei Fundamentalisten um Menschen, die einem Mißverständnis aufsitzen. Wie ist ein solches Mißverständnis zu bewerten? Aus der Sicht einer zweiten Moderne sind sie nicht mitgekommen und versuchen, ihre Unsicherheit durch neue Fraglosigkeiten zu überwinden. Ist der Maßstab aber konsequent die Weltimmanenz der modernen Gesellschaft, dann ist der Fundamentalismus ein Hinweis auf die fehlende Modernität der Moderne. Denn modern wäre die Moderne doch wohl erst dann, wenn niemand mehr nach Gewißheit verlangen würde und sich alle mit einem Leben in der Welt versöhnt haben. Giddens empfiehlt, sich mit „Unvollkommenheiten“ zu bescheiden. Eine solche Empfehlung meint aber, daß die Moderne weiterhin eher nur ein Projekt, eine Absichtserklärung bleiben wird, immer neuen Modernisierungsschben stehen immer wieder die Reaktionen derer entgegen, die mit der ihnen zugemuteten Ungewißheit nicht einverstanden sind.

Es stellt sich aber die Frage, warum die Menschen Gewißheit suchen und was denn dagegen spricht. Begriffe wie Ungewißheit, Unsicherheit und Risiko schillern in ihren Bedeutungen. Natürlich ist es vernünftig zu fordern, daß wir ohne Wahrheitsgarantien, transzendente Maßstäbe und Götter leben sollten – und daß der Staat nicht das unser aller Wohl behtende und besorgende Subjekt sein soll. Aber müssen wir deswegen die Herstellung von Ungewißheit durch den Markt und von Unsicherheit durch politische Herrschaft, demütig um unsere „Unvollkommenheit“ wissend, schicksalsergeben hinnehmen? Der Wunsch nach Sicherheit, so schon Marx, ist philistrs, die Reaktion des Bürgertums auf die Angst vor dem Chaos und den Ungewißheiten, das es anderen und der Natur anrichtet. Der Begriff des Risikos klingt zunächst kritisch, doch Giddens will darin auch etwas Positives sehen, das Merkmal eines sozialen Lebens, in dem in den meisten Situationen die Möglichkeit besteht, autonom zu entscheiden. Andere nennen das schlicht Chancen. Aber welche Form hat dieses soziale Leben, um welche Situationen handelt es sich, was entscheiden wir denn wirklich eigenständig? Haben wir das alles frei gewählt? Giddens will die Zukunft nicht ausloten, so ungewiß soll es auch nicht zugehen. Dies schränkt die Freiheit ein. „Man hat nicht die Freiheit, sich nicht zu entscheiden. [...] Ich stimme Ihnen zu, daß wir alle mit der paradoxen Situation umgehen lernen müssen, daß wir in unserem Leben zunehmend Wahlmöglichkeiten vorfinden, zwischen denen nicht zu entscheiden uns nicht freisteht.“ (Giddens 1997b) Freiheit bleibt, wie schon seit Hegel, die Einsicht in die Notwendigkeit, die von anderen verfügt wird.

Diese Genügsamkeit zeigt, daß die von Giddens geforderte radikale Kritik nicht frei von Defaitismus, nicht so radikal ist, wie sie insinuiert. Das Vorhaben, vom Konservatismus gegen den Fortschrittsbegriff einer *unre-*

flektierten Aufklärungsgläubigkeit den Gedanken der Bewahrung zu retten, ist nicht neu; prominent vertreten wurde er von der älteren Kritischen Theorie, die angesichts des aufkommenden Wohlfahrtsstaats das Schlimmste an bürokratischer Bevormundung, Entindividualisierung und Konformismus befürchtete. Bei Adorno war diese Überlegung aber, anders als bei Giddens, damit verbunden, daß der Fortschritt einmal stattfinden muß: keine Heilsgewißheit, aber so dürfte es einmal nicht mehr weitergehen (Adorno 1977). Endlich einmal müßte der Horizont der Zukunft geöffnet und frei erkundet werden können. Freiheit im emphatischen Sinne meint doch wohl, über das naturwüchsig und scheinbar Unabänderliche und immer schon Vorgegebene entscheiden zu können. Als Individuum diese Möglichkeit nicht zu haben bedeutet, immer noch in der Naturgeschichte zu leben. Die Moderne, auch die reflexive, ist nicht modern.

Unverkennbar stellen die Vorschläge von Giddens eine Selbstkritik des Sozialdemokratismus dar. Die Geschichte wird nicht mehr als linearer und zielgerichteter Fortschritt durch Wissenschaft und Technik präsentiert; der Fortschritt wird nicht als solcher schon positiv bewertet – die ökologischen Konsequenzen der kapitalistischen Form des gesellschaftlichen Naturverhältnisses werden in Rechnung gestellt, ebenso daß Welfare und Warfare zusammenhängen; der Staat wird auch nicht mehr als Subjekt, als rationale Zentralinstanz der Gesellschaft betrachtet; und schließlich wird zu Recht ein alter Topos linker Kritik übernommen, demzufolge das Modell der Chancengleichheit die Maßstäbe von Ungleichheitsstrukturen festschreibt und sogar zur Norm erhebt, insofern alle Fähigen die Chance erhalten sollen, angemessene Arbeit, faires Einkommen und Anerkennung zu erlangen.

Genau betrachtet, handelt es sich vielfach nicht um neue Überlegungen, vieles findet sich in der älteren Kritischen Theorie, in der staatstheoretischen Diskussion der siebziger Jahre, in den Argumentationen der neuen sozialen Bewegungen und der Grünen. Doch darauf kommt es kaum an, die Vorschläge von Giddens sind eher als der Versuch zu verstehen, einen neuen politischen Kompromiß herzustellen – synkretistisch wie die Politik von Blair: Elemente der Sozialdemokratie ohne die sozialistisch-linke Tradition, des Konservatismus ohne die Neoliberalen, der Ökologiebewegung ohne zu viel soziale Bewegung und ohne zu viel von den angeblich naturalistisch denkenden Grünen, alles arrangiert für eine Neuorientierung hin zu einer radikalen wertkonservativen Mitte jenseits von links und rechts. Diese Mitte wird von Giddens nicht als Kompromiß oder als statistisches Aggregat aufgefasst, sondern substantiell als neue politische Kraft. Die Sozialdemokratie wird – nach dem Modell der Theorie der zweiten Moderne – zur ideellen Gesamtpartei der Gesellschaft, insofern sie Motive der verschiedenen politischen Strömungen desartikuliert und in sich aufnimmt. Davon unterscheidet sich Becks Projekt der reflexiven Modernisierung (1996) in gewissem Maße, insofern es eher den Versuch darstellt, die verschiedenen Parteien von der CSU bis zu den Grünen im Sinne einer Allparteienkoalition auf ein gemeinsames Reflexionsniveau einzustimmen.

Empirisch verhält es sich anders, als Giddens und Beck es sich wünschen. Giddens muß einräumen, daß die Linke und die Rechte weiterhin existieren werden (vgl. Giddens 1997a, 335f.). Die Ergebnisse einer Befragung, die ich mit Kollegen am Institut für Sozialforschung durchgeführt habe, zeigen, daß es am ehesten die sich für sozialistisch haltenden Studierenden sind, die ökologische Ziele vertreten, demokratische Prinzipien unterstützen, Rassismus ablehnen und sich post-metaphysisch orientieren (vgl. Demirovic 1996).

Beobachtet man den autokratischen und populistischen, christlich und monarchistisch orientierten Politikstil von Blair, dann gewinnt man den Eindruck, daß Giddens und andere Intellektuelle ein Bündnis mit New Labour eingegangen sind, das nicht lange halten wird. Der Preis für Giddens' Theoriebildung, scheint mir, ist hoch. Wenn die ersten Anzeichen nicht trügen, wird wenig von dem politisch verfolgt werden, was er sich vorstellt, werden aber alle Kräfte geschwächt, die durchsetzen könnten, was auch er in mancher Hinsicht anzielt – und von denen letztlich ein großer Teil seiner Ziele ursprünglich kommt. Nehmen wir aber an, daß alles gelingen und Giddens' Konzept der zweiten Moderne die Politik einer reflexiven Modernisierung nachhaltig bestimmen würde, dann würden viele Individuen befähigt, sich in Ungewißheit einzurichten, schnell und dynamisch ihre Chancen zu suchen und Risiken kalkulierend einzugehen; doch noch mehr würden sie in immer neuen sogenannten fundamentalistischen Attacken nach Sicherheiten suchen und deswegen ausgegrenzt, denormalisiert und pathologisiert werden, weil sie immer noch nicht verstanden haben, was es heißt, modern zu leben. Die Moderne bliebe ein friedloses Projekt, niemals abgeschlossen, niemals frei, niemals modern. Auch die anstehenden Probleme würden nicht gelöst. Denn nicht mehr wie noch in den sechziger Jahren steht heute die Bewahrung, vielmehr steht die nachhaltige Entwicklung zur Diskussion, dies meint Negativwachstum, eine gezielte Organisation neuer gesellschaftlicher Entwicklungspfade und Arbeitsteilung, kompetenter globaler Institutionen wie geeigneter kollektiver Lebensmuster. Die Semantik der Ungewißheit, die das Leben aufs Risiko verpflichtet, legt die Bereitschaft dazu zumindest nicht nahe.

Literatur

- Adorno, Theodor W., 1977: Fortschritt. In: Gesammelte Schriften 10.2, Frankfurt/M.
Beck, Ulrich, 1993: Die Erfindung des Politischen. Frankfurt/M.
Ders., 1996: Reflexive Modernisierung. Frankfurt/M.
Demirovic, Alex, 1996: Die politische Metapher „links“ und die politischen Orientierungen von Studierenden. In: Prokla 104, 26. Jg., Nr. 3, Münster/Berlin.
Giddens, Anthony, 1995: Konsequenzen der Moderne. Frankfurt/M.
Ders., 1997a: Jenseits von Links und Rechts. Die Zukunft radikaler Demokratie. Frankfurt /M.
Ders., 1997b: „Man hat keine Wahl, außer zu wählen“. Die Zeit, 18.4., Hamburg.
Gruppe von Lissabon, 1997: Grenzen des Wettbewerbs. München.